

Biekenes Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenes Anzeiger (General-Anzeiger).



Königsträume.

Roman von Karl Duffe.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Erstaunt sah Berfen auf; Hannas Stirn legte sich in Falten, aber sie sagte nichts.

„Dein Wohl, Schwesterlein! Neun Bäden an der Krone sind mehr als sieben!“

Sie fuhr auf. „Was soll das heißen, Ernst?“

„Jesus“, lachte er. „Als ob ich nicht wüßte, daß dieser Graf Rutkowski deinetwegen kommt; daß er deinetwegen sich sorgsam von der polnischen Sache zurückhält. Mich wundern nur, daß er so lange wartet, ehe er anfragt, ob aus der deutschen Baronesse eine polnische Gräfin werden will. Na, meinetwegen, er hat kloppige Gelber!“

„Dummes Zeug!“ brummte der alte Baron ärgerlich. Er liebte keine Anspielungen. Berfen sah angespannt und blaß zu dem Mädchen hinüber.

„Du träumst“, sagte sie leichtsin, aber die Stimme war nicht sicher. „Der Graf ist ein Freund von Papa und sonst nichts. Ich wußte nicht, daß auch ein Dragonerleutnant manchmal wie ein altes Weib schwätzt.“

Der letzte Satz war in gereiztem Tone gesprochen. Ernst August duckte sich. „O weh, da habe ich aus der Schule geplaudert und kriegt nun mein Teil. Hilf mir, Fritz — ich allein werde mit Hanna doch nicht fertig.“

Ein halbes Bächen. Es war unfrei.

„Ich mag den Menschen nicht“, sagte Berfen schroff.

„Aber du kennst ihn ja gar nicht!“

„Um, ja, ich meine, für einen Polen ist der Beinamen „der Deutsche“ kein Lob. Ebensovienig wie es ein Lob für einen Deutschen ist, wenn er „der Franzose“ oder „der Pole“ heißt. Aber andere Herrschaften mögen anders urteilen.“

Sein Kamerad konnte nur den Kopf schütteln. „Am Himmelswillen, Mensch, was fehlt dir denn heute? Ueberall grabst du die Streitart aus! — Na, sei gut, Hanna. War nicht so schlimm gemeint. Und wenn du Gräfin bist, bezahle meine Schulden!“

„Hörst du noch immer nicht auf?“ fragte sie kühl. „Lebe deinen Witz doch bei andern, und lasse mich aus dem Spiele.“

Er zuckte die Achseln, während der alte Baron, um das Gespräch abzulenken, mit einigen Kernflüchen gegen die Tierärzte von der Krankheit und dem Tode der Blasse erzählte, die ihm kürzlich gefallen war. Aber keiner ging recht darauf ein. Unverkennbar war eine Mißstimmung entstanden. Berfen trank in kürzeren Pausen als vorher und konnte einen unbestimmten Kerger nicht unterdrücken. Ernst August hörte gleichgültig zu. Hanna hatte trotz der Lippen gezogen. So begrüßte man es mit Freuden, als das Abendbrot angerichtet war. Im Augenblick, als man sich erhob, kam ein scharfer Peitschenschall und Schellengeläut von

draußen. Das eiserne Gittertor öffnete sich. Man hörte reden. Ernst August war ans Fenster getreten.

„Besuch?“ sagte er fragend. „Wer kann denn kommen?“

Der Alte lachte und sah ihm über die Schulter.

„Das ist kein anderer als Rutkowski! Verdeubelt später Wind, der ihn heute noch herweht. Sakrament, das wird wieder ein scharfes Bächen geben.“

„Lupus in fabula, pflegt man in solchen Fällen zu sagen“, brummte Ernst August. „Da kannst du ihn gleich kennen lernen, Fritz. Aber bitte, friß ihn nicht auf.“

Berfen sagte nichts. Als er nach dem Ofenplatz sah, war er leer. Hanna von Grafenid hatte das Zimmer verlassen. Eine Minute darauf wurde der Besuch gemeldet. Es war wirklich Graf Napoleon Rutkowski.

In dem Gesicht des Grafen zuckte keine Miene, als er sich so unerwartet den beiden Dragonern gegenüber sah. Nur aus der lählten Art, mit der er sich bei der Vorstellung gegen Berfen verbogte, mochte ein guter Beobachter herauslesen, wie wenig angenehm ihm die Anwesenheit der Offiziere war. Der Leutnant selbst war noch weniger erfreut. Instinktiv hatte sich schon vorher ein geheimer Haß gegen den Grafen Rutkowski bei ihm geregt. Als er ihm nun gegenübertrat, war diese Abneigung nur gewachsen. Er konnte sich selbst kaum Rechenschaft darüber geben, was ihn so verstimmte. Waren es diese merkwürdigen, oft halb von den Lidern bedeckten Augen, die sich gleichsam verschleiert hatten, die mit gleichgültiger Verachtung über alles hinwegsaßen? War es seine überlegene Art, mit der er das Gespräch führte, jezt durch ein Witzwort alles zum Bächen brachte, jezt dem alten Baron Gelegenheit gab, sein Licht leuchten zu lassen? War es die Ahnung, daß dieser Mann gefährlich sein konnte, daß er bei der hohen Weiblichkeit, Hanna mit eingeschlossen, leichtes Spiel haben mußte, wenn er ernstlich wollte? Jedenfalls preßte Fritz von Berfen die Lippen zusammen. Der diesmalige Aufenthalt in Nasgora war nicht so nett wie der vorige, und dieser Graf Rutkowski trug nicht zum wenigsten Schuld daran. So blieb Berfen einsilbig.

„Ich hoffe, die Herren nehmen doch länger Quartier auf Nasgora?“ sagte Graf Napoleon liebenswürdig und sah von einem zum andern.

Ernst August schüttelte den Kopf. „Morgen mittag läuft unser Urlaub ab. Dann geht es zurück nach Breschen.“

Ein kurzes, triumphierendes Aufblitzen der Augen. „Schade. Der Herr Baron und das gnädige Fräulein würden es gewiß angenehm empfinden, wenn sie noch länger die ländliche Einsamkeit etwas belebter sähen.“

Berfen hatte den jähen Glanz der sonst so gleichgültig ruhigen Augen bemerkt. Er hob lähl den Kopf.

„Wir hoffen, noch öfter hier zu sein, Herr Graf. Wahrscheinlich werden wir in Kürze Straktowo besuchen. Dann liegt Nasgora auf dem Wege.“

Sie blickten sich gegenseitig an. Nur wenige Sekunden.

Auf beiden Seiten war der Blick kalt und ruhig. Aber sie wußten beide, daß sie Feinde waren, daß sie sich haßten.

„Das trifft sich gut,“ antwortete Rutkowski in gewöhnlichem Tonfall. „Läßt Ihnen der Dienst so viel freie Zeit, Herr von Versen? Unsereiner kann sich das ja nicht recht vorstellen. Wenn man immer und in jeder Beziehung sein eigener Herr war —“

Fritz von Versen merkte den Stich. Hanna von Grafenid, die wieder eingetreten war, desgleichen.

„Sie waren niemals Soldat, Herr Graf?“

„Gottlob nein, das heißt: Pardon, ich sage natürlich nur deshalb gottlob, weil der Beruf meiner ganzen Wesensart nicht entsprochen hätte. Es gibt ja Menschen, die es niemals lernen, sich unterzuordnen.“

Der alte Baron sprach beim Essen nicht gern. Er hörte nur zu, überließ aber im übrigen jetzt das Wort dem Leutnant. Er nahm noch etwas von der präsentierten Schüssel.

„Gewiß,“ sprach er leichthin, mit gewollt großer Lieblichkeit, „solche Menschen gibt es auch. Aber glauben Sie mir, beim Militär machen wir kurzen Prozeß damit. Sag' selbst, Ernst August: die Zähmung der Widerspenstigen hat uns noch nie großen Kummer gemacht?“

„Wirklich nicht, lieber Graf. Dafür gibt's Mittel. Aber pardon, ich sehe eben, daß Sie trocken sitzen. Darf ich?“ Er goß ihm Wein ein.

„Danke,“ erwiderte Rutkowski. Er hatte nur einmal Versen angesehen. Er wurde auch ganz leicht rot. Er bekam immer zwei rote Flecken auf die Backen, wenn er innerlich zornig war. Jetzt stürzte er ein Glas Wein hinunter und sagte scheinbar ganz ruhig:

„Die Herren müssen das ja besser wissen. Für mich, meinte ich nur, wäre der bunte Rock nichts gewesen. Er macht mehr oder minder unfrei.“

Das war nun doch dem Hausherrn zu viel. „Der Rock des Königs, Graf? Aber zum Teufel, wie meinen Sie das?“

Der junge Pole stakete einen Augenblick. Dann lachte er. „Sie nehmen es zu tragisch, Herr Baron. Die Sache ist herzlich harmlos. Ich sagte, der bunte Rock mache in mancher Beziehung unfrei. Tut er's nicht, wenn die beiden Herren oft trotz des lebhaftesten Wunsches auf einen Besuch in Nasgora verzichten müssen? Bin ich nicht freier, da ich, wann ich nur will, mir das Vergnügen machen kann, hier vorzusprechen, natürlich, soweit die Herrschaften es gestatten? Mehr wollte ich damit nicht ausdrücken.“

„Daß der Dienst oft persönliche Wünsche durchquert,“ sagte Ernst August, „ist selbstverständlich. Zum Spaß ist man nicht Offizier.“

„Sondern um seinen Dienst auszuüben. Ganz recht. Aber das Wort „Dienst“ ist schon charakteristisch. Es gefällt mir nicht.“

Versen erhob langsam den Blick.

„Wer ist denn frei?“ fragte er. „Jeder, der Pflichten hat, dient doch!“

„Dann ist der frei, der keine hat!“

„Keine Pflichten? Danke schön! Und wo bleibt das noblesse oblige? Adels verpflichtet. Er verpflichtet zum Dienst für sein Volk und für sein Land. So übersehe ich den Wahlspruch wenigstens!“

„Und ich, wenn ich schon eine Verpflichtung anerkennen soll, übersehe mir den alten Spruch anders. Adels verpflichtet. Er verpflichtet zur Freiheit. Er lehnt den Dienst eben ab.“

„Dann gibt's allerdings keine Brücke zwischen uns.“

„Ich glaube auch nicht, Herr Leutnant.“

Es war gut, daß die Tafel aufgehoben wurde. Der alte Baron, der gern ein Wörtlein dreingeredet hätte, aber sich während des Essens nicht stören ließ, nahm jetzt den Grafen vor.

„Was Sie da gesagt haben, lieber Rutkowski, ist ja eine Sache, die in ihrer Art Hand und Fuß hat. Und so ein bißchen Feudalität steckt uns allen in den Knochen. Aber ich glaube, es zeigt sich in Ihrer und Versens Anschauung nicht so eine persönliche Verschiedenheit als ein fundamentaler Unterschied des deutschen und polnischen Adels; die historischen Bedingungen sozusagen, wissen Sie! Während der deutsche Adel im Dienste des Königtums und mit dem Königtum groß geworden ist, ward's der polnische gegen das Königtum, unter das er sich doch nie recht untergeordnet hat. Habe ich recht?“

„Weil jeder von uns die Anwartschaft auf die Königskrone selbst in der Tasche trug, Herr Baron.“

„Aber gerade das,“ mischte sich Versen ein, „war das Unglück Polens. Der Adel, der Preußen erhoben hat, hat Polen gestürzt, weil er das noblesse oblige falsch übersehte, weil er die Pflichten gegen sein Land und Volk vergaß. Und mir scheint, ich bitte um Verzeihung, daß er bis zum heutigen Tage nichts gelernt und nichts vergessen hat, daß er auch heute noch ziemlich zwecklos dahinlebt.“

Rutkowski hatte sich eine Zigarette genommen und sog mit Behagen den Rauch ein.

„Ich könnte Ihnen eine rasche Antwort geben, Herr Leutnant. Ich könnte fragen: Weshalb leben wir so dahin? Weil wir eben keinen Zweck, keine Beschäftigung, kein Ziel haben! Weshalb haben wir es nicht? Weil wir kein Vaterland, keinen Staat, keinen königlichen Hof mehr besitzen! Ich könnte sagen: Die persönliche Freiheit wird von uns um so höher geschätzt, weil wir die allgemeine, nationale entbehren.“

Fritz von Versen hatte aufmerksam zugehört. Er vergaß einen Augenblick seinen Groll, denn ihm schien, als spreche der Graf jetzt aus einer gewissen temperamentvollen Ehrlichkeit heraus. Freundlicher als vorher, jedenfalls weniger kühl, erwiderte er darum: „Mit dieser Antwort geben Sie mir recht, Herr Graf. Sie entschuldigen und klagen damit an!“

„Pardon, ich sagte ausdrücklich, ich könnte Ihnen das entgegenhalten. Ich tue es aber gar nicht. Wir sind einmal, wie wir sind. Jeder ein König, jeder Herr über Tod und Leben, jeder nur Gott über sich, und sonst keinen. Wenn wir Tausende und Hunderttausende in einer Nacht verschleuderten, wen ging es an? Es war unser Gold! Wenn, wie eine alte Sage spricht, den Leibeigenen der Leib aufgeschlitzt ward, damit die wunderschöne Fürstin Ignatia sich die kalten Füße wärmen konnte, gut, der Sklave hatte seinen Zweck erfüllt. In Glanz und Pracht und Freiheit haben meine Väter ihr Leben genossen, ich bin ihr Erbe. In Fron und Alltag schleppt sich der Knecht hin, wer zum Herrn geboren ist, sei auch Herr. Wir haben stärkere Leidenschaften. Kleine Ziele, wie sie andern vorschweben, reizen uns nicht. Wenn wir spielen, muß der Einsatz hoch sein; wenn wir kämpfen, muß es um Tod und Leben sein. Das Höchste allein lohnt sich zu erringen, nur das spannt uns an: das schönste Weib, das heißeste Leben. Und wenn der Ehrgeiz anderer nach einer Generalsmühe steht, es mag sein. Mich und uns alle lockt das nicht. Wenn ich die Hand hebe, so muß es schon ein Kronreiß sein, nach dem ich fasse. Dixi!“

Seine Augen waren jetzt nicht mehr müde, nicht mehr verschleiert. Groß und leuchtend schauten sie umher. Sie hatten einen jähen Blick zu Hanna hinübergeworfen, als er von dem schönsten Weibe gesprochen, um das allein ein Ringen sich lohne. Versen hatte den Blick wohl gesehen. Der alte Groll stieg empor in ihm, eine halbe Angst dazu. Es war in diesem Rutkowski zuzeiten etwas Ungebändigtes, Wildes, was ein Weiberherz leicht in Bann schlagen konnte.

In dieser Empfindung erwiderte er mit spöttischem Lächeln: „Es ist nur gut, daß die Kronen so hoch hängen.“

Der Graf hatte sich zu Hanna gewandt. Jetzt lehrte er sich rasch um. „Für Sie, Herr Leutnant, mag der Gedanke allerdings etwas Unmögliches haben; für den Sproß eines Hauses, dessen nahe Verwandte einst auf dem polnischen Königsstern saßen, ist der Gedanke weniger unmöglich und beängstigend.“

Ernst August mischte sich ein. Ein unsagbar hochmütiger Zug stand in dem Gesicht Rutkowskis. Der Sohn des Hauses mochte fürchten, daß Versen dadurch doppelt gereizt würde.

„Die Herren sollten lieber trinken,“ sprach er und ging mit gutem Beispiel voran. „Bei solcher Debatte kommt ja niemals etwas heraus. Jeder mag von seinem Standpunkt recht haben.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Schützengrabenschred.

Von Paul Alexander Schettler.

Als ich um die Ecke der Wittelsbacherstraße bog, stieß ich mit etwas Rundlich-Massigem zusammen.

„Sieh da, Sie sind's, Herr Speckhuber?“ rief ich aus. „Wohin so eilig?“

„Wohin?“ verschnaufte Speckhuber und wischte sich die Schweißtropfen von der Stirn, „zum Bezirkskommando. In den Schützengrabens will ich, daß Sie's wissen!“

„Nicht möglich, Sie, Speckhuber, in den Schützengrabens? Ja, sind Sie denn nicht als dauernd untauglich ausgemustert, haben

Derzfehler, sind total kurzstichtig, und mit der Leber soll es doch auch nicht stimmen, wie?"

"Was gar," brummte Speckhuber, "die paar Fehler. Heutzutage sieht man auf sowas nimmer so genau. Heutzutage können's jeden Mann gebrauchen!"

"Jawohl, aber auch hinter der Front, nämlich die, welche die Strapazen nicht aushalten. Denken Sie an Ihre Gesundheit, Herr Speckhuber!"

"Eben weil ich an meine Gesundheit denke, werd' ich mich jetzt ausheben lassen," beharrte Speckhuber. "Nämlich ich habe Erholung dringend nötig, das hat auch der Arzt gemeint."

"Und zur Erholung wollen Sie —? Na, hören Sie mal, ein Schützengraben ist doch kein Kurhotel, mein Lieber!"

"Kommen Sie mir auch etwa mit dem Schützengrabenscheiß?" lächelte Speckhuber. "Ich sag' ja, es ist eine Manie, eine Massenpsychose, eine —"

"Aber warum regen Sie sich denn auf, Herr Speckhuber?"

"Nein, da soll man nicht aus der Haut fahren. Ja, wenn's nicht so widersinnig wär, aber —"

"Wollen Sie nicht deutlicher werden? Vielleicht, daß ich Ihnen —"

"Deutlicher?" stöhnte Speckhuber, "ja wo fang' ich da an? Das verfolgt einen ja wie's leibhaftige Nervenfieber. Nirgends ist man sicher. Besorge ich mir da neulich ein Paar neue Schuhe. Ich hatte sie nötig, dringend nötig. Die alten hatten bereits Italiens Kriegserklärung und den deutschen Vormarsch im Osten mitgemacht. Komme ich zu meinem alten Schuhlieferanten. Uebrigens, die Preise waren nicht von Pappe, aber die Sohlen natürlich. Nach drei Wochen hätten sie keine Siegesfeier mehr ausgehalten. Ich beschwere mich. Sagt mir der Mensch: „'s ist Krieg, Herr Speckhuber. Kommen Sie mal erst in den Schützengraben, Herr Speckhuber!" —

Mein Schneider liefert mir — aus Gnade und Barmherzigkeit sage ich Ihnen, denn er hat Kriegsarbeiten in Hülle und Fülle — einen Anzug. Natürlich hat alles noch Friedensmaß, die Hosenteine schlampfen und die Weste schlägt Falten, wie eine Tragödie, als ob man nicht fünfundsanzig Monate durchgehalten hätte!"

"Ich muß mich aber doch sehr wundern, Herr Barmherzigkeit, daß Sie solche Arbeit abliefern," sage ich.

"Wenn S' erst im Schützengraben sind, Herr Speckhuber," sagt der vorlaute Mensch, "nachher wundern S' sich überhaupt über nix mehr!"

Im Schlafzimmer meiner Wohnung regnet es durch, daß die Maßrädchen Seen niz dagegen sind. Sechsmal schickte ich zum Hauswirt, er möchte sich die Belagerung ansehen. Endlich kommt er, betrachtet die Seen, die Zimmerdecke, wiegt den Kopf und brummt: "Jehas, Herr Speckhuber, allweil die Aufregung um die paar Tröpfeln? Sie wenn S' im Schützengraben wären, würden S' lachen über die Tröpfeln, also wissen S', was so an richtigem Unterstand is —"

"Schon gut," sag' ich, "Herr Bleidinger, entweder wir sind im Schützengraben, dann bezahl' ich keine Miete, oder wir sind —"

Aber das ist noch nicht alles. Gestern, zum Exempel, lauf ich Kessel. Ja, was meinen S', die Hälfte ist grundverdorben. Als ich sie zu der Frau zurückbring', fängt das Weibsbild an zu greinen: "Im Schützengrab'n wär'n S' froh, wenn S' a solchene hätten, Herr." Und sie wär eine ehrliche Person, die zwei Söhne im Krieg hätt', und solche Anspruchs' zu machen, ob sich das in so ernster Zeit gehörte. Die Leut' blieben seh'n, sag' ich Ihnen, und es hätt' nicht viel gefehlt und man hätte mich gekleinigt.

Was sage ich, wo ich geh und stehe, wohin ich komme, — ich brauch nur den Mund aufzutun, gleich heißt's: "Sie, wenn S' im Schützengrab'n wären —" Ich sage, ist das nicht, um aus der Haut zu fahren. Ja, wenn sie wenigstens recht hätten, die Leut' mit ihrem Schützengrabenscheiß. Aber da lesen S' mir die Karten von mein'm Schwager, der schon so ein Jahr im Osten steht, lesen S' mir!"

Speckhuber hielt mir etne Feldpostkarte unter die Nase. Bewischte Bleistiftzeichen, kaum mehr zu entziffern, besagten: "Lieber Schwager, tu dich nicht gar so hart mit deinen Liebespatetchen. Wir werden hier so extra nobel verpflegt, alles, was des Kriegers Herz begehrt, ist vorhanden. Und Fett- und Brotkarten, womit ihr Aermsten euch abhampeln müßt, gibt's dahier nicht. Sogar a Bier hammer, proscht! Dein Franz."

Postskriptum: "Hoffentlich geht's bald wieder ran an den Feind!" Der Obige.

Na, was sagen Sie nun, hä?" Ihr Aermsten," schreibt er, ist das zu glauben? "Ihr Aermsten!" Nächstens wird er mir noch Liebesgaben schicken, statt umgekehrt. Und da reden die Leut': "Wären Sie mal erst im Schützengraben, Sie Unzufriedener, Sie Mörgler, Sie Grundhuber, Sie —" Ja, wär' ich nur erst im Schützengraben!"

Pirmasens und Buchsweiler.

Ein Volksbuch zum 25jährigen Regierungsjubiläum des Großherzogs.

So betitelt sich ein in diesen Tagen von Karl Esselborn herausgegebenes heftiges Volksbuch. Es ist Sr. Kgl. Hoheit, dem Großherzog Ernst Ludwig zum 13. März 1917, dem 25. Jahrestag seines Regierungsantritts, gewidmet. Die Sammlung der besse-

sten Volksbücher ist ein Unternehmen, das dem Namen des Herausgebers Prof. D. Wilhelm Diehl in Friedberg alle Ehre macht. Es ist tatsächlich ein edles und schwieriges Unterfangen, spröde geschichtliche Stoffe so zu glätten und zu bearbeiten, daß sie einer größeren Menge nicht nur vertraut, sondern auch lieb und wert werden. Was im Verlauf der deutschen und der heftigen Geschichte nur eine Episode war, die Besenzeit der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, das erscheint, eingereiht in die Zusammenhänge der Kulturgeschichte, als ein in reizvollen Farben ausgezeichnetes, charakteristisches Bild von dem Leben und Treiben eines kleinen deutschen Hofes in der stillen Abgeschlossenheit seines Herrschaftsgebietes.

Mit dem Tode des Grafen Johann Reinhard von Hanau, am 28. März 1736, fiel der im jetzigen Unteressau und der Pfalz gelegene Besitz an Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt, der am 12. Dezember 1739 als Nachfolger Ernst Ludwigs die Regierung der Landgrafschaft übernahm. In Buchsweiler und Pirmasens residierte der Erbprinz Ludwig, der spätere Landgraf Ludwig IV., der sich 1741 mit der Prinzessin Karoline von Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld vermählte. Ein eigenartiges staatliches Sonderleben entwickelte sich in den linksrheinischen Besitzungen des Hauses Hessen-Darmstadt. Wenn wir heute mit offenen Augen in den Teilen unseres Vaterlandes umherwandern, wo uns der Zustand der Kultur des 18. Jahrhunderts am unmittelbarsten entgegentritt, in den Gebieten des alten schwäbischen, fränkischen und oberheinischen Kreises, so erstaunen wir vor der stummen Bornehmheit dieser alten Herrschaften, wo in hehaglichem, ruhigem Dasein eine geistig hochinteressante Gesellschaft der Ruhe ihres Verkehrs und der Freude ihrer geistigen Arbeit lebte. Von Buchsweiler und seinem Hofleben war auch Goethe aufs tiefste ergriffen, und von ihm stammt der Name der „großen Landgräfin“, mit dem er Karoline von Hessen bezeichnete. Er hat im zehnten Buche von Wahrheit und Dichtung mit der ganzen Liebe seiner Schilderung ein überaus annäherndes Bild von dem Städtchen entworfen. In den Aufzeichnungen eines ungenannten alten Buchsweilers aus dem Jahre 1838, die Goethes Betrachtungen wirksam ergänzen, heißt es: „Was der Jugendzeit meines Aufenthaltes in Buchsweiler ist mir das prächtige, mit Tor- und zwei Seitenflügeln versehene und einem tiefen Wassergraben stehende Schloßgebäude nebst dem daran stoßenden kleinen, niedlichen und geschmackvoll mit Statuen gezierten Garten in frischem Andenken. In letzteren befanden sich zwei lange Orangeriegebäude und ein bedeutendes Gewächshaus. Nicht weit davon entfernt befand sich eine zahme Fasanerie mit dem schönen, in dem Haine stehenden Gebäude. Unweit des Schlosses stand das große Regierungsgebäude mit Turm und Uhr, die hanauische Kanzlei genannt, der Marfiall, der sogen. Alderhof, ein weitläufiges Gebäude mit dem herrschaftlichen Fuhrwerke, woher jahraus jahrein jeden Samstag Träger mit Gemüse und Obst aus dem dortigen Küchengarten, sowie Wildpret, Geflügel und Fische an die fürstliche Hofhaltung in Pirmasens befördert wurden. Außerhalb der Stadt, am sogenannten Holzhof, befand sich ein sehr weitläufiges, solches Gebäude mit mehreren Wohnungen, worin das Jagdpersonal einquartiert und alles, was zum Jagen und Fischen gehörte, anzutreffen war. In dem dabei gelegenen sogenannten Fischpflanz, einem langen, schmalen Garten mit einem See und dabei befindlichen zwölf, mit Quadersteinen ausgelegten Behältern, waren allerlei Fischsorten aufbewahrt.“

Die Begeglichkeit dieser Schilderung des Herrschafts, der Sommerresidenz Ludwigs IX., gemahnt an das ganze gemütvolle Gesellschaftsleben der empfindsamsten Zeit. Wer weder der Fürst noch seine Gemahlin harten Anläge oder Weigung, ganz in diesen Formen aufzugehen. Arbeit im Dienste ihres Vändchens war ihnen höchstes Ziel und schönster Genuß. Die Soldatenspielererei des Landgrafen, der zu Pirmasens ein Regiment von Leuten von außerordentlicher Körpergröße zusammenstellte, ist oft mißgünstig beurteilt worden. Man darf aber nicht vergessen — und auch Esselborns Veröffentlichung zeigt dies erneut, — daß die Hofhaltung des Landgrafen in Buchsweiler und die große Garnison, die er in Pirmasens sammelte, Faktoren von allererster wirtschaftlicher Wichtigkeit für die kleinen Verhältnisse des Gebietes waren. Die Soldaten konnten sich in ihrer freien Zeit nach Belieben beschäftigen, die industrielle Bedeutung der Gemeinde Pirmasens hatte ihre Grundlage in jenen Tagen. An der Hand von Briefen und zeitnösslichen Schilderungen entrollt der Herausgeber das Leben und Treiben jener kleinen Welt. Dann führt er uns hinüber in die Tage der Revolution, wo eine große Anzahl deutscher Familien beim Anmarsch der Franzosen auf das rechte Rheinufer flohen und in Pirmasens eine republikanische Volksgesellschaft begründet wurde.

Die Neuordnung der Verhältnisse in der Franzosenzeit brachte im Vergleich zu dem vorhergegangenen Zustand für die Bürgerschaft von Pirmasens und Buchsweiler einen erheblichen wirtschaftlichen Nachteil. Nahe verwandtschaftliche Beziehungen verbanden Pirmasenser Familien mit dem hessen-darmstädtischen Beamtenum und Offizierskorps. Man pflegte gerne die Lieberlieferung, weil sich mit ihr die angenehme Erinnerung an eine stille, freundliche und friedsame Zeit verband.

Ein Teilbild der Kulturgeschichte jener Tage, reißt sich dieses Volksbuch würdig in die ganze Sammlung ein. Gegenstand und Inhalt sind in anziehender, lebendiger Darstellung dargeboten; es ist geeignet, wohl und ganz seinem geschichtlich-beflehrenden Zweck gerecht zu werden.

Dr. Ernst Böh.

Büchertisch.

— **Deutscher Wille** (Kunstabt). 2. Novemberheft 1916. (Kriegsausgabe zu ermäßigtem Preis. Vierteljährlich 3,60 Mf. Verlag von Georg D. W. Callwey, München.) — Das Heft ist dem Gedächtnis Fritz Voehles gewidmet. Es bringt Voehles Selbstbildnis und eine Anzahl seiner Bilder. Avenarius hat dazu einen größeren Aufsatz über „Fritz Voehle in seiner Kunst“ geschrieben, in dem er die Kunst des verstorbenen Meisters charakterisiert. — Zum Totentag bringt Artur Bonus einen Aufsatz über „Gott, Wirklichkeit, Tod“. — Weiter wirkt Dr. H. Kampffmeyer dafür, daß man „Volkskämpfer als Kriegsdenkmal“ schaffe. — Professor D. Heinrich Weinel-Jena setzt sich mit den Begnern des von ihm neu aufgeworlenen Gedankens einer deutschen Reichskirche polemisch auseinander in einem Aufsatz: „Warum keine Reichskirche?“ — Der österreichische Reichsratsabgeordnete Franz Jester geht in einem scharfen Beitrag „Vom deutsch tyrannisierten Reichsteil in einem österreichischen Gefängnis“ den französisch-englischen Beschuldigungen nach, daß Oesterreich die nichtdeutschen Nationalitäten „unterdrücke“. — Wolfgang Schumann beschäftigt sich kritisch mit „Erich Wolfgang Korngolds Opern“. — Avenarius bringt einen Beitrag zum Gedächtnis J. G. Fischers, mit einigen der besten Gedichte Fischers.

— **Ostpreussische Wanderungen.** Bilder aus Krieg und Frieden von Dr. Paul Vandau. Mit einem Vorwort von dem Oberpräsidenten der Provinz Ostpreußen, Erzellenz Ver. g. 1916. 8°. Preis Mark 2,50. — Reichsverlag Hermann Kallhoff, Berlin W 85.

— **Kleine Leutnants und andere Geschichten.** Ein Jugendbuch von Frida Schanz. Mit Bildern von M. Simrod-Michael. Preis Mf. 3,50. Verlag von Georg Wigand in Leipzig.

— **Die Kerle von Gländern.** Von Hendr. Conscience. Uebersetzt und bearbeitet von August Scholz. Mit Bildern von W. H. Wellner. Preis in Geschenkband 3 Mf. Friedrich Andreas Perthes, A.-G., Gotha.

— **Neuerwerbungen der Universal-Bibliothek.** Nr. 5861—5863. Als Kriegsfreiwilliger nach Frankreich 1871. Blätter aus meinen Erinnerungen. Von Willibald Alexis. Herausgegeben von Dr. Adolf Hellborn. (252 S.) In Leinen Mf. 1,20. — Nr. 5864. Kabarett. Eine Sammlung kleiner Stücke, Szenen und Vorträge für gefellige Kreise. Sammelt und herausgegeben von Georg Richard Kruse. 3. Bändchen. (96 S.) Inhalt: Hans im Glück. Ein helteres Parldyhl in einem Aufzug von Lothar Weghorst. — Zwei Schmirren. Von Roda Roda. — Drei Gedichte. Von Gustav Hochstetter. — Die geteilte Balküre. Von Karl Eisinger. — Der Gauerpfiff. Humoreske von Karl v. Zesla. — Gedichte. Von Theodor Franke, Altkred Pfeiffer und E. Morgenstern. — Balladen. Von Franz Raibel und E. Julius Rodemann. — Dynamit. Ein Akt von William Kahn. — Nr. 5865. Die Entgleiten und andere Novellen. Von August Tenius. (89 S.) Inhalt: Die Entgleiten. — Die Hochzeitstänze. — Der Helud im Hause. Im Wellenauschen. — Scherben. — Ein Abschied. — Meister Fix und Freitag. — Nr. 5866—5869. Kriegsgesetze des Deutschen Reiches. 4. Ergänzungsheft. Abgeschlossen am 1. Juli 1916. Textausgabe mit kurzen Anmerkungen und Sachregister. Herausgegeben von Karl Banner. (389 S.) In Leinen Mf. 1,50. — Nr. 5870. Meine fixe Idee und andere Geschichten. Von Clara Blüthgen (E. Esell-Riburger). (106 S.) Inhalt: Meine fixe Idee. — Wohlwendste Ruhe. — Einbrecher. — Die Oräfin. — Wie sie zu ihren Vämmern kamen. — Mein alter Schreibttisch. — Nr. 5871. Karl Stieler, Gedichte. Mit einer Einleitung, Erläuterungen und Wörterverzeichnis herausgegeben von Fritz Gundlach. 3. Band: Habt's a Schneid? Gedichte in oberbayerischer Mundart. Geh. 20 Bfg. — Nr. 5872. Das Rote Kreuz. Seine Entstehung, sein Wesen und seine Einrichtungen. Dargestellt von Dr. Wilhelm Voehle, Rgl. Preuß. Oberverwaltungsgerichtsrat. Geh. 20 Bfg. — Nr. 5873. Sebastian. Eine Tragödie in fünf Aufzügen. Von Kurt Geude. Mit einer Einleitung von Karl Vogt. Geh. 20 Bfg. — Nr. 5874. Panning, der Stürmer. Wittenseer Kriegsgeschichten. Von Hans Ferdinand Gerhard. Geh. 20 Bfg. Inhalt: Panning, der Stürmer. — Knurr, der Unabkömmliche. — Der Dreilundneunziger. — Feig? — Hans Gorissen. — Die Jubel-Ouverture. — Nr. 5875. Das deutsche Zeitungswesen. Von Erich Feldhaus. Geh. 20 Bfg. Inhalt: Zum Begriff „Zeitung“. Die Geschichte der Zeitung. — Die Mitarbeiter: Der Journalist, Reporter, Schriftsteller, Dichter. Die Korrespondenzen. Redaktionsverband. Zum Zeitungsstil. — Das Werden der Zeitung in der Redaktion, im Druckbetrieb. Schreibmaschine. Druckpresse. Verlag. — Das Rückgrat der Zeitungen: Der Anzeigenteil. — Zeitungen und öffentliche Meinung. — Charakteristik deutscher Zeitungen. Von der ausländischen Presse. — Die deutschen Zeitschriften. — Ein Ausblick. — Nr. 5876—5880. Die ewige Schmach! Ein Weiselnroman aus dem Elsaß. Von Erica Gruep-Lörcher. Geh. Mf. 1.—, in Leinen geb. Mf. 1,80.

— **Vulgarien. Sondernummer der „Illustrierten Zeitung“** (Verlag von J. J. Weber, Leipzig). Die Waffenbrüderschaft mit Bulgarien hat naturgemäß auch zu einer engeren wirtschaftlichen und politischen Annäherung zwischen Bulgarien

und den Mittelmächten geführt. Im deutschen Volke wurde dadurch nicht nur die Sympathie für das bulgarische Volk gesteigert, sondern auch an vielen Stellen ein auf wirtschaftliche Ziele gerichtetes Interesse wachgerufen. Eine ganze Anzahl von Verbänden und Vereinigungen ist in Deutschland gegründet worden, um die Aufmerksamkeit für Bulgarien noch zu erhöhen und denen, die Berufs- und andere Interessen in Bulgarien haben, ein Wegweiser zu sein. Es sind auch viele Bücher in diesem Sinne geschrieben worden, aber es gab bis jetzt noch keine aktuelle Publikation, die sich in dem Maße auf die Sachkenntnis bulgarischer Autoren stützen konnte wie die Sondernummer „Vulgarien“ der Leipziger „Illustrierten Zeitung“. Aber auch für den bulgarischen Waffenbruder hat die Nummer ihre Bedeutung, denn die Autoren, die als die geistigen Führer des bulgarischen Volkes anzusprechen sind, haben in ihren einzelnen Artikeln gleichsam ihr Bekenntnis über den Wert der Beziehung zwischen den Mittelmächten und Bulgarien auch vom Standpunkt des Bulgaren aus niedergelegt. Dazu kommt noch, daß anerkannte deutsche Autoren sich darüber geäußert haben, in welcher Richtung sich die Förderung Bulgariens durch Deutschland zu bewegen hat. Die Redaktion hat daher eine ganze Reihe von Artikeln herausgegriffen und sie zum Gegenstand einer besonderen Beilage in bulgarischer Sprache gemacht. Neben dem Ministerpräsidenten Radoslawoff seien von bulgarischen Autoren besonders genannt: Professor Dr. Miletitsch, Professor Dr. Scheegaoff, Christo Katschew, Professor Dr. Danailoff, Dr. R. Miveroff, Ministerialdirektor Derbst, Zvon Wosoff und dergl. mehr. In die künstlerischen Aufgaben der Illustration haben sich deutsche und bulgarische Maler geteilt. Für den Beschauer wird es schon eine Anregung sein, zu beobachten, wie der bulgarische Maler dazu neigt, gleichsam mit ethnographischer Genauigkeit das ihm lieb gewordene Wesen seines Volkstums festzuhalten, während der deutsche Maler sich rückhaltlos den farbigen Eindrücken hingibt, wie sie dort von Land und Leuten ausgehen. Die bulgarischen Künstler, die zur Illustration beigetragen haben, sind: Professor Mrowitschka, Welsch, Professor Michailoff, Professor Mitoff, Lalaroff und Wassileff. Die besonderen Leistungen des deutschen Malers Gartmann rühren von einer im Auftrag der „Illustrierten Zeitung“ erfolgten Studienreise her. Die Nummer kann zum Preise von Mf. 2,50 durch jede Buchhandlung bezogen werden.

Wiegener Hausfrauen-Verein.

Wochen-Mähenzettel.

Sonntag: Fleischbrühe mit Grieb, Däpfelfleisch gekocht oder gebraten, Blumenkohl, Kompott.

Montag: Gemüsesuppe, Fadennudelspinnkuchen¹⁾ mit Kompott oder Tomatentunke.

Dienstag: Hafermehlsuppe, gelbe Kohlraben mit Kartoffeln zusammengekocht.

Mittwoch: Bohnensuppe, Haferflocken²⁾ mit Schokolade.

Donnerstag: Erbsensuppe, dicke Graupen mit getrockneten Broetchen.

Freitag: Gerstensuppe, Rauchfisch³⁾ mit Sauerkraut, Kartoffelbrei.

Samstag: Apfelsuppe, Wirsingkohl mit etwas Hackfleisch und Kartoffeln gedämpft.

¹⁾ Fadennudelspinnkuchen: 125 Gramm Fadennudeln werden zerbrochen und in Salzwasser kurz abgekocht, mit einem Teig von 125 Gramm Mehl, 1—2 Eiern, Wasser oder halb Milch, Salz, vermischt und in zwei dicken Pfannkuchen gebaden, die sehr fettigen und nicht viel Fett verlangen. Dazu Kompott oder geriebene Käse und Tomatentunke.

²⁾ Haferflockensuppe wird von 250 Gramm Haferflocken mit 1 Liter Trodenmilch, 1—2 Eiern und Zucker gekocht und mit einem Löffel Kalao oder geriebener Schokolade vermischt.

³⁾ Rauchfisch mit Sauerkraut. Das Sauerkraut wird halbfertig gekocht, der harte, vorher eingeweichte Rauchfisch enthäutet, entgrätet und zerlegt, mit dem Sauerkraut in eine Auflaufform geschichtet, mit Mehlwürste von viel Zwiebeln übergeben und eine Stunde gebaden. Dazu Kartoffelbrei. (Geräucherter Schellfisch wird nicht vorher gewässert.)

Charade.

(Zwei Silbenpaare.)

Die Ersten sind ein enger Raum,
Wir träumen drin den längsten Traum,
Wir manche Wochen uns verrauften
Und wir der Mutter Zweiten lauschten.

Wst du in Sorgen dann und wann
Und klopf der Geldbriefträger an,
So kommt er dir an solchen Tagen,
Wie sämtliche vier Silben sagen.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Logogriffs in voriger Nummer,
Quell, Quell.